



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Anfänge der deutschen Jugendliteratur im 18. Jahrhundert

Göhring, Ludwig

Leipzig, 1967

Friedrich Güll

[urn:nbn:de:hbz:466:1-95538](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-95538)

Friedrich Güll.

(Zuerst erschienen im „Prakt. Schulmann“ Bd. 40. 1891.)

„Hier erst¹⁾ lernte ich das ganze Märtyrerlos des Schulmeister-Poeten verstehen, und nie wird mir die Erinnerung an einen ergreifenden Moment entschwinden, in welchem wie mit einem Zauber-
schlage das ganze rührende Geschick dieses trefflichen Mannes sich vor meinen innern Augen enthüllte. Wir bogen in der innern Stadt um eine Ecke und betraten einen kleinen, winkligen, von alten grauen Häusern umgebenen Platz, in dessen Mitte sich ein schlanker Baum hoch über das Gewühl des Marktes erhob und wie sehnstüchtig seine Laubkrone über die alten Giebel in Luft und Sonnenglanz hinausstreckte. Der Freund blieb stehen, klopfte mir leicht auf die Schulter, zeigte nach dem Wipfel des Baumes und sprach wehmütig lächelnd zu sich selbst: „Auch ein Poet!“ Dann wandte er sich und schlenderte schweigend und in sinnender Haltung vor mir her, die dämmernde Straße entlang.“

Julius Lohmeyer in der „Deutschen Jugend“, März 1880.

1.

Fr. Güll wurde am 1. April 1812 zu Ansbach geboren, der ehemaligen Markgrafenresidenz, die uns bei all ihrer Prosa so manchen Dichter geschenkt, von Cronenk und Uz bis zu Platen, Scheuerlin und Güll. Sein Vater, der wackere arme Goldschmied, und sein Stiefvater, der ehrenhafte Schneidermeister Reissinger, starben, ehe sie für die Ausbildung des wißbegierigen Sohnes viel tun konnten, der nun, vor die Wahl gestellt, Buchbinder oder Lehrer zu werden, den Lehrberuf wählte. Nach seiner Entlassung aus dem Altdorfer Seminar (1831) trat Güll eine Schulgehilfenstelle zu Flachslanden an, einem Marktflecken drei Stunden von Ansbach entfernt; zwei Jahre darauf wurde er an die höhere Töchterschule seiner Vaterstadt berufen, an welcher er bis 1842 wirkte. Nebenbei war er auch in der eben gegründeten Kleinkinderschule tätig, ich weiß nicht, ob amtlich oder aus innerm Drang. Wie dem nun auch sei, in dieser Zeit entstand der erste Teil seiner „Kinderheimat“, der, mit einem empfehlenden Vorwort Gustav Schwabs und den schlichten Zeichnungen Poccis versehen, 1837 auf dem Büchermarkt erschien. — Wenige Jahre darauf — 1842 — übersiedelte Güll nach München; mit dieser Übersiedlung geriet Pegasus ins Joch. Die 300 Fl. Gehalt mochten vielleicht für einen sparsamen Junggesellen reichen, nicht aber für eine Familie von einem halben Duzend Köpfe, — und der schulmeisternde Dichter sah sich genötigt, neben dem Schulunterricht in einer Klasse von 120 Kindern noch täglich 9—10 Privatstunden zu erteilen — zwanzig lange Jahre hindurch! Er gründete auf

1) Bei der ersten Begegnung Lohmeyers mit Güll zu München 1878.

den Rat wohlwollender Gönner hin einen Fortbildungskursus für Töchter höherer Stände, den er bis zum Jahre 1870 leitete, und war zudem acht Jahre Erzieher in der Familie des Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, des Schwagers Ludwigs I. Kein Wunder somit, daß Güll ein abgearbeiteter, müder und matter Mann war, als er nach 45 Jahren Dienstzeit, im Herbst seines Lebens, in den Ruhestand trat (1876). Und als wollte es ein recht eindringliches Beispiel liefern, wie übel es angebracht sei, gleichzeitig Poet und Schulmeister zu spielen, wo doch schon ein Beruf von beiden zum Unglücklichmachen hinreicht: — gönnte das Schicksal dem treuen Arbeiter selbst nicht die kurze Spanne Ruhezeit. Güll starb wenige Jahre darauf, am 23. Dezember 1879, infolge einer Lungenentzündung nach kaum dreitägiger Krankheit.

An diesem Tage endigte ein Leben voll Arbeit und Sorge, voll Bitternisse und trüber Erfahrungen. Nicht daß Güll unbeachtet und ungeachtet durch die Welt gegangen wäre, oder daß der Sonnenschein in seinem Leben gefehlt hätte; er erfreute sich der Freundschaft der bedeutendsten Männer, welche damals München berühmt machten; seine Schüler und sonderlich die Besucherinnen seines Abendprivatissimums hingen an ihm mit großer Liebe; die Eltern schätzten ihn als den trefflichsten Erzieher und Lehrer; Max II. erwies ihm seine dankbare Verehrung durch Zuwendung einer jährlichen Unterstützung, und der Sohn ehrte ihn durch eine Ordensverleihung; seine Kinderheimat hatte eine bevorzugte Stätte in der deutschen Familie gefunden, und seit einem Menschenalter bildeten seine Dichtungen den Schmuck aller Fabeln und Lesebücher. Das alles mochte trösten und erfreuen; aber das Uebel selbst lag unberührt und ungelindert tief am Grunde: Güll fühlte sich in seinem Berufe unbefriedigt, unbehaglich, beengt und gedrückt. Daß der Stand so wenig galt in der Achtung der Gesellschaft, lag auf ihm um so schwerer, als er für derlei Dinge außerordentlich feinfühlig war. Rechnet man dazu eine durch die Last der Brotarbeit mehr und mehr sich steigende Nervosität und jene Melancholie, die ihn das bittere, leider nur zu wahre Wort schreiben ließ:

„Ein Kollege ist ein Mann,
Der Seinesgleichen nicht leiden kann“,

so erscheint das innere Leben Gülls nicht viel glücklicher als das äußere. Es litt unter dem Widerstreit des Schulmeisters, den gesellschaftliche Stellung, die Plackereien und Kleinlichkeiten des Elementarunterrichts am Boden niederhielten, und des Poeten, der den Lärm des Tages so gern unter sich gelassen hätte. Güll glich dem armen Singvogel, den ein ehrenfester Schuster in den Käfig gesteckt, daß er ihm um etliche Mehlwürmer singe. Der Frühling kommt und lockt, und das Vögelein möchte hinaus aus dem engen

Dunkel unter den blauenden Himmel. Aber niemand öffnet ihm das Gefängnis, und sein Anstürmen gegen das Gitter verursacht nur neue Wunden und neue Schmerzen.¹⁾

2.

Es ergeben sich im Hinblick auf seinen Lebensgang und ohne daß man um der übersichtlichen Gruppierung halber den Tatsachen Zwang antun müßte — für Gülls dichterisches Schaffen drei Perioden. Die erste und ergiebigste Periode reicht bis zu seinem Wegzug nach München und umfaßt die Dichtungen des ersten Teils der „Kinderheimat“. Die dritte, zu Anfang der siebziger Jahre beginnend, wo er das Tretrad der Stundengeberei verließ und bald auch durch Urlaub und Ruhestandsversetzung der Schulstube fernbleiben konnte, — zeigt Güll als Spruch- und Rätseldichter, der seine so lange brachgelegene Kraft nochmals anspannte, um in wenig Jahren (1873—77) 600 Sprüche, 300 Rätsel und 20 Gedichte für den Druck vorbereiten zu können, eine erkleckliche Zahl, die sich jedoch durch den Nachlaß noch auf nahe das Doppelte erhöhte.²⁾ — Dazwischen liegt die lange, dreißigjährige Periode, in welcher dem im Joche der Brotarbeit gehenden Lehrer nur die Nachtstunden blieben, um sich wissenschaftlich weiterzubilden und dichterisch genug zu tun. Aber ach! Was taugen ein müder Körper und ein wirrer Geist, die so viele Stunden am Schultarren ziehen mußten, für dichterisches Schaffen! „Konnte ich jemals eine freie Stunde willkommen heißen“, schreibt Güll kurz vor seinem Tode an Bohmeyer, „so war ich zu müde und erschöpft, um das Gedachte und Empfundene frisch gestalten zu können, und die rechte Stimmung kehrte mir nicht wieder“. Während dieser langen Zeit entstanden der zweite Teil der „Kinderheimat“: „Scherz und Ernst für jung und alt“ (1859)³⁾, einige Lieder zu Bildern von Tony Muttenthaler (1849) und eine Fabrikarbeit: „Systematische Bilderschule für das zarte Kindesalter“ (Nürnberg 1847. Neue system. Bildersch. 1851), worin sich sein Anteil auf ein einleitendes Gedicht und die Erklärung (in Prosa) zu den Bildern beschränkte, die wir heute Bilder für den Anschauungsunterricht nennen würden. Außerdem lieferte er ab und

1) Ausführl. Biographie von Fr. Gärtner in der „Gartenlaube“ (1880.) von J. Bohmeyer „Deutsche Jugend“ (1880) und von J. Böhm: „Bayrischer Lehrerkalender 1884. (Kompilation).

2) Bohmeyer gab 1882 bei Flemming in Glogau eine Sammlung als „Rätselstübchen“ heraus.

3) Beide Teile (der 1. erlebte schon 1847 die II. Auflage) erschienen 1875 in einer Volksausgabe vereinigt; da sie nicht das Interesse der Leser fanden, gab man sie (1889) mit den ursprünglichen Bildern und in ursprünglicher Form heraus.

zu einen Beitrag zu den „Jugendblättern“, die damals Isabella Braun herausgab.

Auf der ganzen Strecke dieser Periode treffen wir Güll, was wenigstens das eigentliche Kinderlied anlangt, nicht in aufsteigender Entwicklung; „Scherz und Ernst“ ist wohl nach seiten des Umfangs eine Bereicherung der „Kinderheimat“, überragt dieselbe jedoch in qualitativer Beziehung nicht im mindesten, bleibt vielmehr hinter ihr an Frische und Ursprünglichkeit zurück. Mehr und mehr überwog das didaktische Element über das lyrische, der Verstand über die Empfindung. Wie einst den jungen, lebensfreudigen Schulgehilfen auf dem fränkischen Bauerndorfe die Rückertschen „Kindermärchen“ beeinflusst hatten, so wurde nunmehr dem besonnenen, vom Leben schwer geprüften und gereiften Manne neben Goethes Spruchdichtung Rückerts „Weisheit des Brahmanen“ Lieblingslektüre und Vorbild. Damals entzündete sich eine Dichtersphantasie an der andern, und die „Kinderheimat“ war, wie es Gustav Schwab ausdrückte, in der That das beste Lob der „Fünf Märlein“; im Niedergange seines Lebens wetteiferte Güll mit Rückert auf dem Gebiete der Spruchdichtung, und der „Weisheit des Brahmanen“ darf sich der „Leitstern auf der Lebensfahrt“, dürfen sich auch die vielen Spruch-Vierzeiler für die Jugend fest zugesellen. So sind es doch eigentlich nur zwei Phasen, mit welchen Güll der Geschichte der Literatur angehört; die eine zeigt ihn als den schalkhaften Poeten für die Kleinen, die zweite als den ernstesten Spruchdichter für die reisende Jugend. Daß er aber dort und hier uns Erwachsenen denselben Genuß bereitet, wie den Kindern, bezeugt, daß Güll war, was man nur wenigen von den vielen im Geruche eines Kinderpoeten Stehenden nachrühmen kann: ein echter Dichter.

3.

Die ersten dichterischen Versuche Gülls reichen in die Zeit seines Aufenthalts in Flachslanden zurück; sie bestanden in Sonetten, welche seine nachmalige Frau (Güll heiratete im August 1835) besangen. Um die gleiche Zeit geschah es, daß ihm unvermutet „Des Knaben Wunderhorn“ in die Hände geriet und ihn wunderbar fesselte. So mächtig war der Zauber dieser Volkslieder und Ammenreime, daß Güll sich nur durch eigene, ähnliche Lieder loskaufen konnte. Denn der bisherige Sonettenschmied hatte beim Hören der schlichten und doch so anmutenden Klänge in sich selbst eine Saite sympathisch mittönen gefühlt, und es war ihm wie Schuppen von den Augen gefallen, wo er sein Heil zu suchen habe. Wer aber Gülls Kinderreime genauer auf Verwandtschaft und Blutsfreundschaft prüft und ihrem Ursprung nachgeht, gelangt an eine Stelle, wo sich die Spur verästelt; die eine Fährte weist

zurück auf jenen Anhang des „Wunderhorns“, die zweite aber führt zu den „Fünf Märlein zum Einschlafen“ Rückerts. Die Ammen- und Kinderreime des Wunderhorns und die knappen Verse vom „Bäumlein, das andre Blätter gewollt“, vom „Männlein in der Gans“ und dem „Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen“ — sind die Vorbilder zu Gülls „Kinderheimat“ geworden. Nicht aber, daß diese weiter nichts bedeutete als einen Abklatsch der Originale: die dichterische Anlage bewahrte vorerst den jungen Lehrer davor, ein bloßer Nachahmer zu werden und heute etwa in seinen Arbeiten auf diesem und morgen auf jenem Bein zu stehen.¹⁾ Zudem hat er seine Vorbilder nicht nur erreicht, — was dem bloßen Nachahmer kaum, — sondern er hat sie auch übertroffen, was diesem nie gelingt. Er schuf eine neue Spielart des Kinderliedes, ja das Kinderlied im engsten Sinne des Wortes selber, indem er die eintönigen volkstümlichen Kinderreime durch Schalkhaftigkeit und Humor wärmer färbte und wiederum den Gedichten in der Art der Kindermärchen volkstümlich packende Wendungen einfügte; somit zwischen jenen bis dahin isoliert stehenden Flügeln der Kinderdichtung eine Verbindung herstellte. In ihm fanden sich gleichzeitig Neigung zum volkstümlich Schlichten, Kräftigen, Plastischen, ja Verben und die Fähigkeit vor, durch gewandte Behandlung der Sprache überraschende Wirkungen zu erzielen. Der kräftigen Sprache Luthers wegen, nicht aus religiösem Bedürfnis, las er fleißig die Bibel, und um den Volkston so recht gründlich kennen und späterhin treffen zu lernen, arbeitete er ein Volksliederbuch nach dem andern, eine Sprichwörterammlung um die andre durch. Aus der Bibel legte er sich eine Sammlung Alliterationen an, — eine jedem wunderbarlich dünkende Arbeit, der Gülls Gründlichkeit und Fleiß nicht kennt. Und doch muß man gerade dieser Eigenschaften denken, soll anders das Charakterbild Gülls sprechend werden. Peinlichkeit und sich nie genügtun könnende Sorgfalt — väterliche Erbstücke — kennzeichnen vor allem seine Arbeiten. So durchforschte er schon in seinem ersten Schulgehilfsjahre ein ganzes Wörterbuch, lediglich um Material für eine — Fibel zu erhalten, und Leuten, die ihm nahe standen, erzählte er oft, wie viele, viele Gedichte er gemacht nur zur Übung und um mit den Formen vertraut zu werden. „Denn es wäre

1) „Keine schriftstellerische Eigenschaft können wir dadurch erwerben, daß wir Schriftsteller lesen, die solche haben. Wohl aber können wir hiedurch dergleichen Eigenschaften, falls wir sie schon als Anlage, also potentia, besitzen, in uns hervorrufen, sie uns zum Bewußtsein bringen, können sehen, was sich damit alles machen läßt, können bestärkt werden in der Neigung, ja im Mut, sie zu gebrauchen, können an Beispielen die Wirkung ihrer Anwendung beurteilen und so den richtigen Gebrauch derselben erlernen.“ A. Schopenhauer.

töricht zu glauben, daß dem Dichter Gedanken und Formen nur so zufließen; Dichten heiße Verdichten, Zusammendrängen, und da gäbe es auf tausenderlei zu achten.“ Was sich jetzt in der „Kinderheimat“ so leicht und flüssig anhört, als hätte es nur des Niederschreibens und nicht eines langen Studiums bedurft, die Verse, die wie aus einem Gusse fließen, hatten Umarbeitung über Umarbeitung erfahren. Je mehr seine Gewandtheit in Handhabung der Sprache stieg, desto eifriger begann Güll auszufeilen und nachzubessern, und seine Sprüche und spätern schwächern Gedichte, wie die im Anhang zu „Ernst und Scherz“, sind wenigstens formell tadellos.

4.

Wie kam es aber, daß Güll bei aller Vorliebe für die Form — die Luthersprache, bei aller Kunst kontrapunktischer Durcharbeitung sozusagen — den Volkston bevorzugte? Es war wohl in erster Linie wie bei Hoffmann von Fallersleben — und teilweise auch bei Hey — ein gewisser dichterischer Instinkt, welcher ihn das Kinderlied nicht drüben in der reflexionsdurchtränkten modernen Lyrik, sondern in der Volksdichtung suchen ließ. Wie hätte sonst auch „Des Knaben Wunderhorn“ so einschlagen und seine Phantasie entzünden können! Nun war es aber mehr das Volkslied selbst mit seinem mannigfachen Inhalt, welches Hoffmann von Fallersleben anzog (wie er denn auch in seinen eignen Liedern die dort gehörte Weise weiterspann), bei Güll hingegen mehr der Anhang zum Wunderhorn, was auf sein Schaffen bleibenden Einfluß gewann. Denn in dem Maße, in dem sich die Stellung des dichten- den Sprachgelehrten zu den Kindern von der des dichtenden Elementarlehrers unterschied, gestaltete sich auch ihre Kinderdichtung verschieden. Der eine, dem Jugendleben fernstehend und nur aus der Erinnerung der eignen Kindheit herausdichtend, der andre mitten unter Kindern lebend, ihre Kräfte messend und fördernd, mit allen Regungen der Kinderseele vertraut; jener vom Frühling, vom Walde und seinen Inassen, von der Liebe zur Heimat und zum Vaterlande singend, weil das alles den Gefühlen und Anschauungen auch der Jugend nicht fremd ist; — dieser dagegen des Kindes Weise zu denken und zu fühlen poetisch erklärend und in der Dichtung das aussprechend, was ihm die Erfahrung tagtäglich an spezifisch kindlichen Zügen zuführte. Der eine, im Besitze einer intensiveren Bildung, die volkstümliche Sprache mehr als einen wissenschaftlichen Erwerb gebrauchend, der andre, fortwährend Dialekt und Ausdrucksweise einer eigenartigen Landmannschaft in den Ohren und auch unmittelbar aus dem Volke schöpfend, anfänglich mehr als einmal in Gefahr, durch Provinzialismen zu sündigen: das waren Hoffmann und Güll fürs Kinderlied. Mit Hey besaß Güll viel Verwandtschaftliches, aller-

dings mehr in stofflicher Hinsicht und nach seiten einer gewissen Kleinmalerei als nach der der allgemeinen Stimmung. Hey war ein christlicher Dichter, der in den Anhängen zu den Fabeln den Pfarrherrn troz alledem nie ganz verleugnete; Güll bei aller Herzensfrömmigkeit kein Parteigänger des sogenannten positiven Christentums, und wenn in Hey's Liedern nicht eines zu finden ist — und sollte es noch so weltlich angehoben haben —, das nicht wenigstens in einem Hinweis auf den Himmel auslief, so sieht auch aus Gülls frommen Versen doch immer das Weltkind heraus. Am entferntesten standen sich beide in Bewertung der Fabeln; während Hey selbst um der Neuheit der Gegenstände willen ihnen den Vorzug vor den Güllschen Gedichten einräumte,¹⁾ stand Güll nicht an, sie eher geschickte Reimerei als echte Poesie zu nennen und ihre Popularität hauptsächlich den Speckterschen Illustrationen zuzuschreiben. Gerade diese übers Ziel hinauschießenden Urteile bekunden aber, daß sich Güll und Hey wohl insgeheim als Nebenbuhler fühlten, wie sie denn beide auch einen und denselben Leserkreis hatten: nicht die Jugend überhaupt wie Hoffmann von Fallersleben, sondern insbesondere Kinder bis etwa zu 10 Jahren. Sie beide beschränkten sich vorzugsweise auf die poetische Verklärung der Umgebung des Kindes und Schilderung des Kinderlebens, — Hey das Erstere, Güll das Letztere bevorzugend; sie vermieden aber beide die kaltlassende Schilderung, indem sie das Zuständliche in ein Geschehendes auflösten. Ihr Beruf hatte sie fortgesetzt die Beobachtung machen lassen, wie fremd das Kind dem Abstrakten gegenübersteht und wie nur das Konkrete Eindruck macht, der greifbare Einzelfall.

Wo sich andre im Moralisieren, in stein- und beinerweichenden Ermahnungen nie genug tun konnten — die Schul- und Pfarrherren der Restaurationsperiode voran —, oder aus Parabeln und Allegorien sich kaum mehr hinausfanden, wie zuletzt Christoph v. Schmid und sein Augsburger Anhang, — verzichtete Güll in noch höherem Maße als Hey auf langausgesponnene Reflexionen, und den Didaktiker der dritten Periode verrät in der ersten nur ab und zu ein knapper, kerniger Spruch. Und wie er sich insbesondere auf dem Gebiete des religiösen Unterrichts mehr von der warm zu behandelnden biblischen Geschichte als von der Kultur des Katechismus versprach, hielt er überhaupt jeden Gewinn für erziehlich zweifelhaft, der den kindlichen Lesern nicht von selbst zwischen den Zeilen heraus zugefallen war. Was aber die auf-

1) Siehe Hey's Brief vom 29. Juni 1837 an Berthes (gelegentlich der zweiten Fabelsammlung): „— ich denke, wir wollen bestehen. Wenigstens — und dies ist unser Vorzug vor den andern, auch vor Güll — sind die Gegenstände alle neu.“

klärerischen Nützlichkeitsprinzipien sowohl, als auch die nachfolgenden frommen Reimkünstler übersehen hatten, was auch die Heutigen übersehen, die im Kinde lieber alles andere, nur nicht das Kind erblicken, — die Heiterkeit der Kindesseele und ihr Verlangen nach lachendem Sonnenschein: das entging Güll nicht, als er mitten im Kreise der Flachsländner Bauernkinder oder der Ansbacher Kleinkinderschüler stand, ihre Spiele beobachtete und hinter dem spaßhaft gravitätischen Ernst die ganze Schalkhaftigkeit dieser kleinen Sippe wahrnahm. Und es erschien ihm schon das Gewinn genug für ein Kinderlied zu sein: das Menschenherz zu erfreuen und, wie ein anderer süddeutscher Dichter, Peter Hebel, ein einfältig Alltagsding zu adeln, indem er darüber ein Stäubchen Humor schüttete.

5.

Es erübrigt noch, eine Gruppierung von Gülls Kinderdichtungen nach Art und Unterart zu versuchen und die gewonnenen Ergebnisse durch Mitteilung von charakteristischen Probestücken zu belegen.

Man hat im allgemeinen die Empfindung, daß sich ein großer Teil der Gedichte u. s. w. an sehr jugendliche Leser wendet. Bei einer Gruppe wird man sogar besser von Hörern als Lesern sprechen, nämlich bei jenen kurzen Strophen, die schon in Hinblick auf ihre Beziehungen zum Anhang von „Des Knaben Wunderhorn“ am besten als „Ammenreime“ bezeichnet werden. An Versen, wie z. B. dem

Auszählpruch zum Verstecken:

Wir wollen uns verstecken
In ein, zwei, drei, vier Ecken.

Wir wollen uns verkriechen
Auf fünf, sechs, sieben Stiegen.

Wir wollen niederfauern
An acht, neun, zehn Mauern. — u. s. w.

ist nicht sowohl ihr literarischer Wert — der ja unbedeutend sein muß — als das Rhythmische der Versifikation und das Festhalten des einfachen Tons, wie wir ihn beispielsweise auch bei den Ringelreihen-Spielen in Kindergärten und auf den Spielplätzen der Kinder vernehmen, — zu beachten. Diese Echtheit und Treue des Tones liegt vor allem auf der nächsten Gruppe, welche als eine der mächtigsten aus den Ammenreimen hervorging: auf den Schulreimen.

1.
Gerne geh' ich in die Schul',
Sitz still auf meinem Stuhl,
Bet' und sing' und les' und schreib',

Daß ich nicht so tappig bleib!
Ist hernach die Schule aus,
Spring' ich seelvergnügt nach Haus.
u. s. w.

2.
Einwaß' res Kind vom Schlaferwacht,
Sobald das Feuer im Ofen kracht,
Fährt aus dem Bett und wäscht
sich frisch
Und stellt sich munter an den Tisch;
Spricht sein Gebet, schlägt auf das
Buch
Und lernt noch einmal seinen Spruch.
u. f. w.

3.
Schlägt es morgens halber Acht,

Spring' ich auf von meinem Stuhl;
Alles wird zurecht gemacht,
Was ich brauch' in meiner Schul'.
Von dem Nagel kommt die Kappe,
Umgehängt wird schnell die Mappe,
Eingefädelte Buch und Schrift,
Tafel, Lineal und Stift.
Nicht vergeß ich aber auch,
Was ich sonst noch alles brauch!
Nummer Eins: zwei frische Augen,
Die zum Schau'n und Merken taugen.
u. f. w.

Die Gruppe dieser in der deutschen Jugendliteratur nie wieder erreichten leichtflüssigen Reimstrophen hat Güll mit am populärsten gemacht; sie speist heute noch einen großen Teil des poetischen Besitzstandes unsrer Elementar-Lesebücher. Nie wieder ist ein Kinderdichter so glücklich gewesen, einen scheinbar trockenen Stoff, sozusagen eine Pflichtenlehre kleiner Schulkinder derart meisterhaft zu behandeln, eine anspruchslose, saloppe Form mit ansprechendem Inhalt auszufüllen. Vielleicht waren es eben die ins Gehör fallenden Knittelverse, welche vieles zur großen Verbreitung und Beliebtheit der Schulreime beitrugen; gewiß aber tat das meiste die frische Art, markante und von jedem Kinde erlebte Vorgänge des Schullebens in kecken Umriffen zu zeichnen. Denn dort, wo Güll — wie auch Hoffmann von Fallersleben — ins Konventionelle beriet, wie beispielsweise im

Postillon.

Juhe, juhe! Aus ist die Schul!
Gut Nacht, ihr Bücher hinterm Tisch!
Nun her den Schemel und den Stuhl,
Den Trichter und den Fledermisch!
Die Kettenpeitsche hab ich schon,
Und jetzt bin ich der Postillon.

Geschwind den Stuhl herumgedreht,
Der ist das Briefpostwäglein;
Den Schemel, der da vornen steht,
Spann ich als meinen Schimmel ein;
Als Horn tut mir der Trichter gut,
Der Fledermisch kommt auf den Hut.

u. f. w.

oder im

Tanzliedchen:

Mein Mädchen, das will tanzen;
Wer macht die Tanzmusik?
Spielhansel mit dem Ranz
Ist da im Augenblick.
Dideldum, schon streicht und zupft er
Die Saiten alle vier,

Dideldum, schon geigt und hupft er,
Und schreit: „Herr Wirt, mein Bier!“
Und mit der Zunge schnalzen
Tut er vor Lust dazu. —
Nun woll'n wir aber walzen,
Bis durch sind Strümpf und Schuh'.

in solchen gleichsam nach einer hölzernen Kinderpoetik gestricheltes Nichtsereien — half auch ihm seine Gewandtheit nicht über den läppiſchen hinweg. Man kann das eingestehen, umsomehr Güll unter den bedeutendsten unserer Kinderdichter am wenigsten schwache Stellen aufzuweisen hat. Nachgehends ist es freilich mehr und

mehr in Aufschwung gekommen, an bedeutungslose Stoffe viele Worte zu verlieren, und heute scheint fast der (oder die) am meisten Ansehen zu genießen, der (die) über ein Nichts viele glatte Verse dreheln kann.

Allerdings — wer die Überschriften der nächsten Gruppe Güllscher Kindergedichte oberflächlich durchmustert, möchte leicht auch von wenig bedeutenden Stoffen sprechen. Was — so etwa lautete sein Urteil — läßt sich viel von all den Alltagsdingen sagen? Darauf ist kurz zu entgegnen, daß ein Alltagsmensch in der Tat nichts von dem Zauber merkt, welcher auch über Alltagsdinge ausgegossen liegt, und daß man eben ein Sonntagskind, ein Dichter, sein muß, seiner gewahr zu werden. Auch diese Gruppe von Gedichten, welche die Umgebung des Kindes schildert, könnte, ähnlich wie Hens Fabeln, ein poetischer Anschauungsunterricht genannt werden. Denn nicht weniger scharf läßt Güll die charakteristischen Eigenschaften des Geschilderten, der Haustierte etwa, hervortreten, und auch ihm gelingt mittels weniger Strichlagen, ein anschauliches Bild zu zeichnen. Aber Gülls Verse atmen außerdem noch ein gewisses Etwas, das sie über die Sphäre vieler Henschen Fabeln hinaushebt. Wer kennt nicht das seelenvolle Gedicht „Im Garten“? Und wer empfindet nicht alsbald den Unterschied zwischen Güll und Hen, wenn beide ein ähnliches Motiv behandeln?

Dieb und Hund.

D. Still Hündchen! still und sei gescheit,
Bell nicht, ich tu' dir ja kein Leid!
Will dir eine schöne Bratwurst geben.

H. Mit nichts! darum bell' ich eben.
Ich seh's, du willst nur stehlen hier,
Darum tust du so schön mit mir.

Der Hund, der treue, bellte mit Macht,
Das hörte man weithin die halbe Nacht;
Es erwachten die Leute im Hause drinnen.
Da schlich sich der böse Dieb von hinnen
Und fürchtete sich und kam nicht wieder.

Still legte der gute Hund sich nieder.

(W. Hen. Noch 50 Fabeln für Kinder. Nr. 30.)

Und nun vergleiche man damit, was Güll „Vom Hund“ zu sagen weiß!

Der Hund an seiner Kette
Liegt da die ganze Nacht,
Ihm ist kein warmes Bette
Wie euch zurecht gemacht.

Hat keinen Schlaf und Schlummer
Und drückt kein Auge zu,
Wenn ohne Leid und Kummer
Der Müller schläft in Ruh!

Und steigt gar auf die Mauer
So ein verstoffter Dieb,
Da spricht er ohne Schauer:
„Ist dir dein Leben lieb,

So mach' nicht auf den Riegel
Und tu' nicht auf das Tor,
Sonst pack' ich dich beim Flügel
Und schüttle dich beim Ohr.“

Und ruht nicht eher wieder,
Bis sauber ist der Ort;
Dann reckt er seine Glieder
Und murr't in einem fort.

Doch morgens in der Frühe
Stellt sich der Hunger ein;
Da soll für seine Mühe
Ihm auch ein Frühstück sein.

u. f. w.

Wieviel nüchterner erscheint hier der Thüringer gegen den Süddeutschen, und wieviel mehr Feuer besitzen die Farben Gülls als die Hens! Bei Hen merkt man oft die Verstandesarbeit, bei Güll überall den Anteil des Gemütes. Was den Norddeutschen im Süden unsres gemeinsamen Vaterlandes so anspricht und ihn manche Derbheit vergessen läßt, die Wärme der Empfindung, die Natürlichkeit des Ausdruckes oder — um ein oft mißbrauchtes Wort anzuwenden: — das „Gemütliche“, das liegt über den Güllschen Versen. Und hiezu tritt noch ein Umstand: der Kreis, innerhalb dessen sich Gülls Schaffen bewegt, ist klein, weit kleiner als bei Hen und Hoffmann von Fallersleben; er umschließt nur wenige Gegenstände, und der Dichter behandelt lieber einen Stoff zweimal,¹⁾ als daß er den Kreis weitete.

1) Man vergleiche beispielsweise den „Göckelhahn“ und „Merk einmal, was ich vom Hahn — alles dir erzählen kann!“ und die beiden nachstehenden Gedichte:

Belzemärtel.

Am Fenster rauscht die schwarze
Nacht. —
Was poltert draußen am Gartentor?
Ihr Buben und Mädchen lauschet
sacht:
Der Belzemärtel steht davor.
Er schlappert
Mit den Füßen,
Er klappert
Mit den Nüssen.

Wer wird wohl mit ihm müssen?
Klingling! Jetzt reißt er an der
Glock',

u. f. w.

Bum! Jetzt klopft er mit dem
Stoß.
Herein! da steht er wie ein Ruff'
Im Pelz vom Kopfe bis zum Fuß.
Wo sind die Kinder? Sind sie brav?
Und brauchen sie nicht Zank und
Straf'?

Ist einer böß, nur mit ihm her!
Mein Sack ist groß, mein Sack ist leer;
Da hilft kein Schlägeln und kein
Schrei'n,
Der böse Bub', er muß hinein. —
Doch wo die Kinder folgen gern,

u. f. w.

Nun höret einmal, doch fürchtet euch nicht, vom Belzemärtel die ganze Geschichte'.

Es wird schon finster um und um —
Der Belzemärtel geht herum
Und sucht nun auf die Kinder.
Da will ich sehen, wie's euch geht,
Wenn er vor unsrer Türe steht,
Und schaut in's Eck so hinter.

— — — — —
Doch horcht, was schlurft denn vor
dem Haus?

Ich meine gar, jetzt ist er drauß
Und streift sich ab die Füße.
Da hör' ich so ein Knick und Knack,

Das ist gewiß der weite Sack
Voll großer, welscher Nüsse.
Es schellt und gellt, das Haus geht
auf:

Er geht die Stiege schon herauf
Mit seinen großen Socken.

Das kollert,

Und bollert,

Das holpert

Und stolpert,

Doch seid nur nicht erschrocken.

— — — — —

Da steht er denn im Zottelrock
Mit einem ungeheuern Stock,
Und hat von fürchterlicher Art
Gar einen langen, langen Bart;

Schleppt auch zwei Säcke mit sich her,
Den einen voll, den andern leer,
Der ist geschnallt in seinen Gurt;
Jetzt aber murmelt er und schnurrt:

Weil in die Stuben
Ich zu dir komm;
Sag', sind die Buben
Auch brav und fromm?
„Kann sie loben!“
Sitzen sie am Schreibetisch
Immer fleißig, immer frisch?
Sitzen sie in ihrer Schul'
Oben auf dem ersten Stuhl?
„Alle droben!“

u. s. w.

Das machte die „Goldschmiedsader“ in Güll, der, um sich selbst genug zu tun, einen ihm lieb gewordenen Gedanken wie einen wertvollen Edelstein in verschiedene Fassungen bringen mußte. Die Wirkung aber, welche er bei glücklichem Gelingen zu erzielen verstand, entstammte seiner Eigenart: die Dinge — so weit es nur anging — zu personifizieren.¹⁾ Diese Eigenart beruhte hinwiederum auf der feinen Beobachtung des Kindes, das mit seiner Umgebung fraternisiert, Freundschaftsbündnisse mit den Haustieren schließt und diese wie Kameraden, nicht wie Tiere, tote Lieblingsgegenstände wie Puppen aber als lebende Wesen

1) Sehr deutlich zeigt das nachstehende Gedicht vom „Schneemann“ diese Eigenart auf:

Kommt her und seht! O weh, o weh! Wie übel geht's dem
Mann von Schnee.

Schneemann dort am Gartenzaune
Hat gar eine üble Laune.
Steht er da voll Trutz und Groll,
Weiß nicht, was er reden soll.
Und die Sonne blinkt und blizt,
Daß er wie ein Kranker schwizt.
Weil der Himmel ist so blau,
Ärgert er sich braun und grau;
Weil die Wiesen werden grün,
Ärgert er sich schmal und dünn.
Schneemann ist in großer Not,
Denn es winkt ihm schon der Tod.
Noch ein Schnapper, noch ein Schnauf,
Und er steht nicht wieder auf.
Kommen dann die schwarzen Raben,
Seine Leiche zu begraben.
Und Schneeglöcklein will vor Freuden
Ihm die Sterbeglocke läuten,
Und die Lerch' vor allen Dingen
Ihm ein Schlummerliedchen singen.
Aber wo ist er zu finden?
Vorne nicht und auch nicht hinten.
Freilich, weil ihm ganz zerbrochen

An der Sonne seine Knochen,
Weil zu Wasser er zerronnen
An dem Glanz der goldnen Sonnen.
Kommt der Storch dazu geflogen,
Und die Schwalbe hergezogen,
Fragen nach dem toten Mann,
Niemand von ihm sagen kann;
Wälzt der Storch mit seinem Bein
An den Zaun hin einen Stein,
Und die Schwalbe mit dem Schnabel
Schreibt darauf die ganze Fabel:
Hier liegt einer, der im Leben
Weiter keinen Taug gegeben,
Der sich faul und sehr verstockt
Lebenslang daher gehockt;
Und damit er doch nicht länger
Bleiben soll ein Müßiggänger
Und ein Griesgram und ein Haffer,
Schmolz der Frühling ihn zu Wasser;
Und damit will er begießen
All' die Blumen auf den Wiesen,
Daß sie weiß und gelb und grün
Guch zur Lust und Freude blüh'n.

behandelt. Daher auch die Vorliebe für Ausdrücke, die dem Sprachschätze der Kleinen entstammen (Bullenbeiß), und für tonnachahmende Wendungen, die Güll mit verblüffender Virtuosität in Anwendung zu bringen weiß. Daher auch die gehäufte Verwendung von Provinzialismen¹⁾ und die Lebhaftigkeit der Sprache. Die stete Beobachtung des Kindes hat Güll vor dem großen Fehler trockner Beschreibung bewahrt; wie schon äußerlich am Mangel von Eigenschaftswörtern und der außerordentlichen Anhäufung von Verben bemerkbar ist, sind viele seiner beschreibenden Gedichte im Grunde genommen weit mehr erzählender Natur. Daß die Eigenschaften sich aus den Handlungen ablesen lassen, daß die Zeichnung irgend eines Gegenstandes gleichsam vor den Augen des Lesers entsteht, in diesem oft gerühmten Umstand liegt die tiefe Wirkung seiner Gedichte begründet. Andererseits aber hängt damit zusammen, daß zwischen der eben erwähnten Gruppe Güllscher Gedichte und der nächsten, der der erzählenden Gedichte, keine endgültige Scheidungslinie zu ziehen ist, daß vielmehr zwischen beiden Gebieten eine Uebergangs- und Mischzone liegt.

Der erzählenden Gedichte sind nicht viele, und auch diese wenigen, welche den Höhepunkt der Güllschen Kinderdichtungen bilden, wie das allbekannte: „Will sehen, was ich weiß — Vom Büblein auf dem Eis“, — — Die Köchin spricht zum Koch: „Fang’ mir das Mäuslein doch!“ — Vom Käzchen und Bullenbeiß²⁾ — — auch diese liegen nicht weit von jener Misch-

1) Es sind insbesondere Wendungen seiner Vaterstadt Ansbach, wie beispielsweise das dortselbst mit Vorliebe gebrauchte „wacker“ (in dem Gedichte „Kaufmann“ heißt es: „und recht wacker mess’ ich), „da hilft kein Schlägeln“ (Pelzmärtel), „das hollert“ (Pelzmärtel), „dann pack’ ich dich beim Flügel“ (Hund) u. s. w.

2) Merk’ auf mein Schätzchen, was ich weiß vom Schmunzeltätzchen und Bullenbeiß.

Das Käzlein sitzt vor dem Haus,
Und putzt sich die Augen aus;
Streichet dabei zierlich und zart
Ihren schönen, weißen Bart,
Daß er sich nicht runzelt;
So sitzt’s da und schmunzelt.
Kämmt sich auch ganz nach der Mode
Mit ihrer rosenfarbigen Pfote;
Und ihr hüpfendes Schwänzlein
Tanzt dabei ein lustiges Länzlein.
Dann krümmt sie den Rücken
Und kauert nieder,
Fängt Schnaken und Mücken,
Und lauert wieder.
Tappt
Mit seinem Tätzchen
Und schnappt
Nach einem Spätzchen.

Schnurrt
Und surrt
Wie einem Spinnmädchen
Sein Spinnrädchen,
Oder wie einer Hummel
Ihr. Gebrummel.
So gemütlich sitzt sie
Auf dem Stein,
Und die Ohren spitzt sie
Oft und fein.
Wie sie aber so gähnt,
Und sich so dehnt,
Kommt auf einmal aus dem Haus
Der Bullenbeiß heraus,
Gesprungen wie ein Gaul
Mit einem entsetzlichen Maul,
Und bleckt die Zähne zum Schaudern.
u. s. w.

zone entfernt. Güll war sich seiner Kunst der Detailmalerei viel zu sehr bewußt, als daß er seine Kraft an Vorwürfe gewandt, welche gröbere und härtere Linien erfordern. In dem Wenigen aber macht sich die volle Meisterschaft des fränkischen Dichters geltend: der feine Humor, die Eleganz und Grazie und trotzdem wieder die Naturwüchsigkeit der Sprache, die liebenswürdige Lebendigkeit, die Reinheit der Empfindung, das goldene, kindliche Gemüt und ein nicht hoch genug anzuschlagender pädagogischer Takt. All' diese Vorzüge lassen es so schmerzlich bedauern, daß eine Kraft wie Güll im rauhen Kampfe um das tägliche Brot sich verzehren mußte und der ersten Gabe keine zweite von gleicher Bedeutung mehr folgen konnte.

Was eine weitere Gruppe, die der reinlyrischen Gedichte Gülls, anlangt, so ist auch sie klein, bedeutend kleiner als die Hoffmanns von Fallersleben und kleiner auch als die Heyns. In irgend einer Besprechung Gülls — wenn ich mich recht erinnere, ist es die des Berliner Seminardirektors Merget — hat man von einem „katholischen Ton“ seiner Lieder gesprochen, jedenfalls aus dem Grunde, weil Güll im katholischen München gewirkt hat und mit dem Grafen Pocci befreundet war. Nun war Güll aber Protestant und nichts weniger als ein Bewunderer des katholischen Kultes, auch sind die meisten Gedichte der „Kinderheimat“ in Ansbach entstanden, einem Orte, in dem damals und noch lange danach von „katholischen“ Einflüssen nichts zu spüren war. Wer auch nur halbwegs mit der katholischen Jugendliteratur während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vertraut ist, wer namentlich die Gedichte des jungen Görres und des Grafen Pocci — die hervorragendsten der katholischen Richtung — kennt, müßte sich über die Oberflächlichkeit jener Behauptung, die obendrein eine ungerechte abfällige Kritik in sich schließt, wundern, konnte er nicht schon aus vielen andern Proben die Unzuverlässigkeit der landläufigen Urteile über deutsche Jugendliteratur. Die Güllschen Lieder, sofern sie fromme Färbung aufweisen, haben keine andere Tendenz als die eines Hoffmann von Fallersleben, eines Hey oder des spätern Julius Sturm auch; sie preisen gerne den Schöpfer und ermahnen zur Dankbarkeit, wie:

Wie die Lerche über Berge sich schwingt und singt.

Die Lerche hat erspüret
Ein Würmlein in dem Feld.
Nun weiß sie, daß gebühret
Auch Dank dem Herrn der Welt.
Nun rauscht sie aus den Schülften
Und Furchen schnell hervor
Und schaukelt sich in Lüften
Und schwingt sich hoch empor.

Und singt und jubiliert
So, daß es schallt und gelst,
Und jauchzt und tirillieret
Dem großen Herrn der Welt.
Und hast du's schon gesehen,
Mein Kind, und hast's gehört,
So wirst du auch verstehen,
Was dich das Lerchlein lehrt.

Im übrigen ist die Lyrik Gülls eine ungemein zarte und warmempfundene, und Strophen, wie die „Im Garten“ oder „Abendglöcklein“ reihen sich den besten Hoffmanns von Fallersleben an die Seite.

Im Garten.

Maikäferlein im braunen Rock,	Goldkäferlein im grünen Rock,
Wie bist so froh und munter!	Wie bist so leicht und lose!
Dein Haus, das ist der Hollerstock,	Dein Haus, das ist der Rosenstock,
Dein Garten der Hollunder.	Dein Garten ist die Rose.
Er ist dein Bett, und wird wohl auch	Er ist dein Bett, und wird wohl auch
Dein Sarg, der schöne Hollerstrauch.	Dein Sarg, der schöne Rosenstrauch.

Abendglöcklein.

Glöcklein, Abendglöcklein läute	Ruhe dem, der sorgt und weint,
Frieden, Freude	Ruh dem Freund und auch dem
Allen Menschen zu.	Feind.
Gelle laß dein Lied erschallen	Allen Lieben bringe du
Und bring' allen	Ruhe, und mir auch dazu.
Eine sanfte Ruh!	

In dem Maße sangbar, wie die Hoffmannschen Lieder, sind sie jedoch trotz des melodischen Versbaues nicht; nur wenige Lieder — wie das allbekannte, von Rücken komponierte „Wer will unter die Soldaten“ — haben geradezu die Komposition herausgefordert. In den Schulen trifft man außerdem noch Melodien zu einigen Güllschen Texten, von denen man just nicht sagen kann, sie wären recht glücklich erfunden und zur Weiterverbreitung des Textes angetan. Und doch wäre beispielsweise ein so schalkhaftes Lied, wie das vom „Finklein und Bäuerlein“, für ein musikalisches Gewebe kein unebener Einschlag.

Wie das Finklein das Bäuerlein im Scheuerlein besucht.

Bäuerlein, Bäuerlein, tif, tif, taf,	Von dem Korn und von dem Kern,
Hast 'nen großen Habersack,	Daß ich's unterscheiden lern'?
Hast viel Weizen und viel Kern,	Bäuerlein, Bäuerlein spricht und
Bäuerlein, hab dich gar zu gern!	lacht:
Bäuerlein, Bäuerlein, tif, tif, taf,	Finklein nimm dich nur in acht,
Komm' zu dir mit Sack und Pack',	Daß ich, wenn ich dresch' und klop',
Komm' zu dir nur, daß ich lern',	Dich nicht treff' auf deinen Kopf!
Wie man ausdrischt Korn und Kern.	Komm herein und such' und lug',
Bäuerlein, Bäuerlein, tif, tif, taf,	Bis du satt hast und genug,
Ei, wie ist denn der Geschmack	Daß du nicht mehr hungrig bist,
	Wenn das Korn gedroschen ist.

Ich finde die Ursache zu dieser Erscheinung in der vorwiegend kontemplativen Natur der Güllschen Lyrik. Auffälliger noch als hier in den rein lyrischen Gedichten offenbart sich dieser Charakter

in jenen, welche den Uebergang zu der letzten — umfangreichen — Gruppe der didaktischen bilden. Güll hat keine Fabeln geschrieben; er haßte die Abstraktion und das aufdringliche Moralisieren¹⁾ und ist damit ein Vorbild für alle die geworden, welche durch Unterricht erzieherisch auf das Kind einwirken müssen. Er besaß seine eigne Methode, deren Erfolge mühelos gewonnen scheinen und deren Aneignung doch so schwer ist, eine Methode, deren Geheimnis er in so schöner Weise in dem Gedichte enthüllte:

Die Uhr

hier, ohne Zeiger und ohne Zifferblatt, kann dir doch pünktlich sagen,
wie viel's geschlagen hat.

Die Sonne sinkt,
Der Vollmond blinkt.
Nun schließt der Bauer Stall und
Scheun',
Denn auf dem Turme schlägt es
Neun.

Und nah und fern
Glänzt Stern an Stern.
Jetzt wollen wir zu Bette geh'n,
Denn auf dem Turme schlägt es
Zehn.

Wer in dir ruht,
Gott! schläft so gut;

Dem Kranken auch zum Schlummer
helf',
Denn auf dem Turme schlägt's schon
Elf.

Dann bring den Tee
Und den Kaffee
Doch nichts bekommt, wer liegen
blieben,
Denn auf dem Turme schlägt es
Sieben.

Rasch auf vom Stuhl
Und in die Schul'.
Und lernet brav und geht fein acht,
Denn auf dem Turme schlägt es Acht.

Es ist die Methode der Anschaulichkeit. Die stete Bezugnahme auf Dinge der Erfahrung fehlt bei Güll selbst nicht auf rein didaktischem Gebiete, in seiner Spruchdichtung, wie sich beispielsweise in der Spruchsammlung: „Osterhase“ (III.) zeigt.

Die Schale, noch so schön gefleckt,
Taugt nichts, wenn faul die Dotter schmeckt.
Wer Klugheit hat und Mutterwitz,
Stellt auch die Eier auf die Spiz.
Es nahm ein Knecht ein Ei in acht
Und hat's zu Haus und Hof gebracht.
Schnell, wie zerbricht ein Osterei,
Ist oft der Erde Glück vorbei.

1) Die „Moral ergibt sich von selbst; vergleiche z. B.
Vom Spinnlein und Mücklein ein trauriges Stücklein.

Die Spinne hat gesponnen
Den Silberfaden zart und fein.
Du Mücklein in der Sonnen
Nimm wohl in acht die Flügelein!
Die Spinne hat gewebet
Ihr seid'nes Netz mit kluger Hand,
Wer weiß, wie lange noch lebet

Fein Mücklein, das die Flügel
spannt!
Fein Mücklein, horcht, wie denkt es?
„Durch's Netz zu fliegen ist ein Spiel.“
Frau Spinne aber fängt es
Und speist es auf bei Stumpf und
Stiel.

Mein Kind, in jedem Scherz ist Ernst,
Wie du am Osterei hier lernst.
Dum, treibst du lustig jetzt dein Spiel,
Denk bald mit Ernst an's ernste Ziel.

Auch den Rätseln¹⁾ ist es zugute gekommen, daß der Dichter neben einer außergewöhnlichen Beobachtungsgabe auch einen „Merker“ besaß, der ihm etwaige Fehler der Tabulatur rücksichtslos aufzeigte: das kindliche Interesse. Im steten Umgang mit der Jugend konnte er bemerken, ob und auch warum ein Vers das Kind kalt ließ. Die Spruch- und Rätseldichtungen Gülls zeichnen sich insgesamt — vielleicht nur wenig aus den letzten Lebensjahren des Dichters ausgenommen, das sich im Nachlasse vorfand und von Güll wohl selbst beseitigt oder verbessert worden wäre — sprachlich durch schöne und konzise Fassung, inhaltlich durch wertvolle originelle Gedanken aus; neckische und humorvolle Einfälle, witzige und schlagende Wendungen, wie sie Güll auch im geselligen Verkehre eigen waren,²⁾ in den Sprüchen aber allüberall der Ernst einer tiefsittlichen Lebensanschauung — das ist ihr Gepräge. Der größte Teil dieser Dichtungen bildet das Testament Gülls; in ihm hat er die dichterischen Ersparnisse aus jener langen Zeit hinterlegt, in der sein Geist im Dienste der Alltagsarbeit stand und diese keine größeren Gaben gestattete, — in ihm aber auch am Abend seines Lebens — einer tiefgehenden Neigung zufolge — die Erfahrungen eines reichen Lebens dichterisch ausgebeutet. Ich gestehe, daß es in der Reihe seiner Dichtungen nicht an erster Stelle zu stehen hat; gleichwohl gebührt Gülls Spruchweisheit in der gesamten Jugendliteratur ein hervorragender Platz. Denn sie ist in ihrer viel zu wenig geschätzten Bedeutung für Schule und Haus durchaus keine verstaubte, dürre Schulweisheit, sie ist ein Seitenstück zu der „Weisheit des Brahmanen“, jenem von Güll so hochgestellten Buche, dessen Geist in dem des Münchener Dichters die verwandte Saite in Schwingung versetzt hatte.

1)

Nußfäclein.

Wer will mir mit seinen Backen
Dreiunddreißig Nüsse knacken?
Reißt nur, daß die Schale kracht,
Doch nehmt auch den Kern in acht:
Welcher Kopf hat keine Nase,
Welche Stadt hat keine Straße? u. s. w.

2) Von den mannigfachen Anekdoten nur die eine: Im Gespräch mit einer Angehörigen des bayrischen Herrscherhauses antwortete Güll auf die Aeußerung, der Lehrerberuf wäre doch ein recht schöner Beruf: „Gewiß, Kgl. Hoheit! Zumal in den Ferien!“ Die Stimmung, aus der heraus diese Entgegnung geschah, habe ich eingangs der vorliegenden Arbeit zu erklären gesucht.